



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 7.

Wiesbaden, den 12. November 1916.

6. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Friedrich Kallmorgen,“ von G. Koldemanz. — „Ein Brief ins Feld,“ von R. Blüthgen. — „Das Umschlagbuch,“ von F. Müller. — „Kleine Geschichten,“ — „Heitere Ecke.“

Zum Geleite.

Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist es wohl, in der eignen Sache die allgemeine zu verteidigen. Ranke.

Friedrich Kallmorgen

Zu seinem 60. Geburtstage am 15. November

Von G. Koldemanz.

Der seit 14 Jahren an der Berliner akademischen Hochschule für die bildenden Künste als Nachfolger Eugen Brachts die Landschaftsklasse leitende Maler Professor Friedrich Kallmorgen vollendet am 15. November sein 60. Lebensjahr.

Der Künstler gehört zu jenen deutschen Landschaftlern, die wohl an den gewaltigen Errungenschaften der Malerei des Auslandes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht achtlos vorübergegangen sind, sich aber doch keiner bestimmten Richtung angeschlossen haben. Kallmorgens streng geschlossene Persönlichkeit spielt eine vermittelnde Rolle in den vielseitigen Kunstströmungen unserer Kunstperiode. Er hat in den achtziger Jahren ebenfalls der Helllichtmalerei seine Reverenz gemacht, doch sein starker Sinn für das Formale, die Sachlichkeit seiner Naturbeobachtung und die Neigung, seinen Schöpfungen bildmäßige Geschlossenheit zu geben, haben ihm seine starke persönliche Note verliehen, die alle fremden Anregungen zu einer bodenständigen deutschen Malerei verschmolz. Er hat auch zwischen Nord- und Süddeutschland künstlerisch vermittelt. In Altona geboren, hat der Künstler mit kurzer Unterbrechung seit 1877 in Karlsruhe geschaffen, bis 1902 seine Berufung nach Berlin erfolgte.

Schon auf den Knaben wirkte die heimatliche Landschaft an der Elbe so anregend, daß er Maler werden wollte und aus dem ihm vom Vater bestimmten Beruf des Baumeisters früh den Uebergang zum Malerberuf fand. Auf der Altonaer Kunstgewerbeschule und bei seinem Onkel, dem Landschaftler Kuchel, machte er sich schnell mit den Anfangsgründen vertraut und kam dann neunzehnjährig auf die Akademie in Düsseldorf. Doch im Antikensaal behagte es ihm wenig, er schwärmte für Friedrich Preller und Karl Friedrich Kessing, dessen Sohn Konrad ihn überredete, nach Karlsruhe zu gehen. So kam Kallmorgen 1877

nach der badischen Hauptstadt in die Malklasse Ernst Hildebrandts, wo er figurliches malte. Dann landschafterte er einige Zeit in der alten Ateliermanier von Hans Gude, dem er auch für einige Wintermonate nach Berlin folgte. Im Februar 1881 kehrte er wieder nach Karlsruhe zurück, wo nun die Landschaftler Schönleber und Baisch seine Lehrer wurden. Schönleber hatte in Holland und Frankreich starke künstlerische Anregungen empfangen, die nun auch bei dem Schüler Wurzel schlugen. Im Herbst 1881 ging Kallmorgen mit seinem Lehrer nach Holland, das ihm mit seiner dunstigen Atmosphäre eine neue Farbenwelt erschloß. Auch seinem Lehrer Baisch stand Kallmorgen persönlich nahe. Dieser Schüler von Theodor Rousseau vermittelte Kallmorgen die zarten malerischen Errungenschaften der Landschafterschule von Barbizon. In diesen Karlsruher Lehrjahren und den sich daran schließenden Studienfahrten, besonders nach Holland, kam er dazu, die menschliche Figur nicht im Sinne der überlebten Genremalerei, sondern als Teil der Natur im Landschaftsbilde zu einheitlicher koloristischer Gesamtwirkung zu bringen. Seine Fischer, Schiffer und Landleute verschmolzen in der Atmosphäre zu einheitlicher künstlerischer Gesamtwirkung. Ein bezeichnendes Werk dieser Art ist der „Kanalsbau bei Emden“, der ihm später in Sidney eine goldene Medaille brachte. Hier zeigte er die Arbeiter mit ihren Karren vor der Silhouette der alten Stadt. Er folgte dem Zuge der Zeit zu ehrlichen sozialen Schilderungen. In den achtziger Jahren waren Bilder wie die „Flachsseuer“ entstanden, die arbeitende Mädchen in einer lichtflimmernden Scheune zeigte, der „Opfermontag“, mit den am Frühlingmorgen heimkehrenden Musikanten, die ihre Barschaft zählen. Seinen stärksten Erfolg unter diesen Arbeiten hatte der „Feuerreiter“, dem die auf die Dorfstraße geeilten Einwohner erwartungsvoll entgegenblickten. Er hat jedoch schon 1881 in einem wunderbar schlichten im-

professionistischen „Markt bei Regenwetter“ bewiesen, daß er auf derartige Publikumserfolge nicht angewiesen war. In Karlsruhe entstanden dann weiter reizvolle Bilder städtischen Straßenlebens, so der prächtige „Gefchirrmarkt“ (1884) mit den glänzenden braunen Tongeschirren. Auch in dem „Blumenmarkt in Karlsruhe“ und dem „Regnerischen Tag“ (St. Michaelis, Hamburg) verschwimmen die Einzelheiten des Bildes im Dunst des Atmosphärischen zu einem wunderbaren Gesamten im Menzelschen Geiste. Auch später hat er die farbigen Reize der Großstadt zu schildern gewußt. Das feinste Bild dieser Gruppe ist die 1886 gemalte Londoner Blackfriars-Brücke, in deren zarter Luftstimmung die Gefährte und Passanten wunderbar im Kokalon stehen. Seine holländischen Strandbilder jener Zeit waren von einer grauen Luftstimmung erfüllt; in der „Maas bei Rotterdam“ gab er ein Bild von gewaltigem Aufbau und kräftigem Kolorit.

Die Stärke der Kallmorgenschen Kunst liegt besonders in den während der letzten Jahrzehnte gemalten Hamburger Hafensbildern. Er hat das sinnverwirrende Leben und Treiben des Hamburger Hafens mit seinem gewaltigen Schiffsverkehr in seiner von Nebel, Rauch und Ruß erfüllten, verdichteten und undurchdringlichen Atmosphäre überzeugend geschildert. Der Qualm aus den Schornsteinen der kleinen durch den Hafen fahrenden grellbunten Schlep- per und Dampfboote mischt sich auf seinen Bildern mit dem Dunst des Wassers. Tausend funkelnde Lichter schimmern und flimmern über den tanzenden und sich brechenden Wellen durch die schwere über dem Hafen liegende graue Luftschicht. Er stellt die Fährdampfer ebenso wie gewaltige Schiffsleiber als wirksame Silhouetten gegen den dunstgeschwängerten Horizont, und im Hintergrund steht über- ragend das Stadtbild des alten Hamburg mit Kirchen, Häusern und qualmenden Riesenschloten. Mit Vorliebe zeigt er die Arbeiter, wie sie im kleinen dichtgefüllten Dampfer im Morgenlicht zur Arbeitsstätte fahren, oder bei der Heimfahrt, wenn das Abendlicht den Hafen über- flutet.

Kallmorgens neuere holländische Bilder, so der „Stürmische Abend am Zuydersee“ mit dem weiten Himmel über dem niedrigen Horizont zeigen mehr ruhige, farbige Abgeklärtheit. Neben den bevorzugten Motiven aus Holland und Hamburg hat der Künstler auch süd- deutsche Landschaften gemalt. „Die Stromschnellen bei Kaufenburg“ sind ein Flußbild von dramatischer Wucht, die „Dresdener Augustusbrücke“ malte er mit dem Blick auf die im Gerüst stehende Hofkirche. Die Eindrücke einer 1898 unternommenen Reise nach Norwegen und Spitzbergen sind in einem Skizzenbuch mit Originallithographien nieder- gelegt. Als Steinzeichner hat Kallmorgen sich besonders in seiner Karlsruher Zeit betätigt, und seine Studien- mappen sind voll von scharf beobachteten Bleistiftzeich- nungen.

Die Berliner Nationalgalerie besitzt sein Gemälde „Regenwetter“, die Münchener Pinakothek die Landschaft „Oktoberabend“ und die Dresdner Gemäldegalerie das Hamburger Hafensbild „An die Arbeit“. Andere Werke findet man in den Galerien zu Mannheim, Karlsruhe, Kiel, Essen und Frankfurt a. M. Kallmorgen ist Mitglied des Senats der Königl. Akademie der Künste in Berlin; große goldene Medaillen fielen Kallmorgen in München (1905) und in Berlin (1908) zu. Als Lehrer an der Ber- liner Kunsthochschule verstand er, die Persönlichkeit seiner Schüler weiterzuentwickeln. Künstler wie Fritz Wildhagen, Franz Lürke, Franz Eichhorst, schätzen in ihm ihren Meister.



Ein Brief ins Feld

Von Klara Blüthgen.

Mein lieber Georg!

Nun sind es genau zwei Jahre, daß mein lieber Sohn, Ihr „Herr Leutnant“ den Heldentod fürs Vaterland starb, als einer der Besten und einer der Tapfersten im heiligen Kriege. Als einer der Tapfersten? Wer will es ermessen, wer der Tapferste gewesen, jest wo Hellden- taten über jedes Maß hinaus zum Alltäglichen gewor- den sind, wo jeder von Euch seinen Mann steht für Kaiser und Reich, wo Ihr alle Helden seid, fast ohne Ausnahme: sie- bauste Helden voll Todesverachtung und Tapferkeit, schlichte Helden im Extragen und Entfagen, im Ausbalten bis zum letzten. Einer Mutter erscheint natürlich der einzige Sohn, der sein Leben so früh für das Vaterland hingeben mußte, von einem besonderen Glanz des Heldentums umgeben. Wäre es ihm nur vergönnt gewesen, es länger für das Vaterland zu erproben!

Aber auch Sie, lieber Georg, sind ein Held gewesen, den ganzen Krieg hindurch und wohl schon vorher, wenn wir's Ihnen auch damals nicht angesehen haben. Nein, lieber Georg, Sie hatten wahrhaftig wenig Heldenhaftes an sich, wenn Sie, der „Bursche“ mit der Uniformhose des Herrn Leu- nants und der Bürste dastanden und ängstlich hinhörchten, ob nicht die elektrische Klingel anschläge, die den Kaffee für den Herrn Leutnant befaht, oder das Bad, oder Sie zu einem Gang in die Stadt rief, um Zigaretten zu holen. Nein, dabei waren Sie, der Offiziersbursche nicht heldenhaft, und offen gesagt — der Herr Leutnant war es auch nicht.

Dann aber denke ich an einen Sommerabend, als wir allesamt draußen waren in Johannistal, die ganze Familie und noch einige andere, um dabei zu sein, wie mein Sohn die Pilotenprüfung machte. Klopfsenden Herzens, ängstlich. Denn Sie wissen, daß mein Mann und ich sehr dagegen waren, daß unser Sohn den Infanteriedienst mit der gefährlichen Flie- gerei vertauschte. Das ist nun fünf Jahre her — Balken hat die Luft heute noch so wenig, wie damals, aber die Apparate sind doch gegen die damaligen vervollkommnet, und vor allem, die Fliegerei ist nicht mehr so was Besonderes!

Also: wir standen alle etwas bekommen da, witterten nach jedem Luftzug und warteten, daß die Sonne hinterher sein sollte. Endlich war's so weit. Die Propeller wurden an- geworfen, der Apparat hob sich, schaukelte, gewann ruhigere Luft. Dreimal um den Platz herum in bestimmter Höhe, dreimal in einer Schleife zwischen den beiden Mastbäumen hindurch — — — dann im schlanen Gleitflug herunter. Ein- sach tadelloß, wie diese Pilotenprüfung bestanden wurde.

Ein Gratulieren, Händeschütteln — dann die Vorberei- tung für einen zweiten Aufstieg.

„Kommst Du mit Nothkopf?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“

Noch heute sehe ich Ihr autes, breites, rotes Gesicht strahlen, sehe Ihre prachtvollen Zähne blühen, als Sie so selbstverständlich hinter „Ihrem Leutnant“, der doch so her- selich wenig in der Sache geleistet hatte, in dem Apparat Platz nahmen. Wieder heulten die Propeller, blüßte das Flugzeug wie ein Vogel über den Rasen, hob sich, schaukelte, neigte sich in einer tollkühnen Kurve — und landete endlich wohlbehalten die beiden Helden. Die beiden Helden, lieber Georg. Der eigentliche waren Sie. Sie brauchten nicht mit, niemand konnte Sie zu dem Flug befehlen. Sie gingen freiwillig mit, in dem felsenfesten Vertrauen auf Ihren Herrn Leutnant, daß das, was er unternehmen werde, auch gut sei, und daß, wenn's gefährlich sei, Sie erst recht zu ihm gehörten. — Dieses freiwillige Heldentum, das aus einem starken Ver- trauen heranwächst, stelle ich höher als jenes andere, das aus dem Rausch der Minute, aus der Suggestionkraft der Masse geboren wird. Ein Heldentum, das in Unterordnung und Vertrauen, in einem Pflichtgefühl weit über das Be- fohlene hinaus sich zeigt, ist's, was unser Heer so unüber- windlich gemacht hat.

Sie haben nun nicht lange zu Ihrem Herrn Leutnant ge- hört. Der Wirbel des Krieges hat Sie erfasst, hat Sie vom Westen nach Osten, und wieder zurück zum Westen geführt. Sie haben an einer bösen Lungensache lange im Lazarett ge- legen und sind danach ebenso begeistert wie zuerst hinaus ge- zogen. Dann hat Sie's schlimmer getroffen: Schwere Ver- wundung und die Folge Tetanus, der gefährdete Wundstarr- kampf. Mit Mühsal denke ich noch an Ihren Brief, in dem Sie mir's meldeten: Wie muß ich doch täglich meinen lieben Gott auf den Knien danken, daß er mich so gnädig behütet hat“, und außen auf dem Umschlag nochmal, als ob Sie sich nicht genau tun könnten: „Gott mit uns! Deutschland über

alles!" Das Eiserne Kreuz erwähnten Sie nur so nebenbei. Ein anderer hätte geklagt, sich durch die fürchtbaren Qualen des Wundstarrkrampfes erbitteln lassen — Sie selbst hätten es wohl auch getan, wenn nicht der Graziöser Krieg Sie unter seine Rute genommen hätte. So aber fühlten Sie unter allen Schmerzen nur die gütige Vaterhand des lieben Gottes, der Sie behütet hatte, d. h. Ihnen das Leben erhalten, das dem Vaterlande noch nützlich konnte. Das bewiesen Sie guter, schlichter Held dann aufs getreulichste: Man entließ Sie, schickte Sie in Ihre Heimat zurück für immer. Sie aber, kaum genesen, wollten wieder hinaus, wollten es um kein Haar breit besser haben, als die Kameraden, die nun auch so und so oft verwundet und wieder geheilt, in dem Schützengraben lagen. Sie meldeten sich freiwillig und nun liegen Sie im Schützengraben an der Somme mit den Brüdern. — Wissen Sie, was Sie da bewiesen haben, lieber Klotzfuß? Korpsgeist. Sie kennen das Wort von meinem Sohne her, es wurde früher nur für die Verren Offiziere angewendet. Nun aber gehört es Euch Allen. Es ist das Wort der Anerkennung für Euer festes Zusammenhalten in Kampf und Abwarten, in Not und Tod. Einer mit dem Andern und für den Andern! Nichts haben wollen, was nicht auch der Andere hat, sich um nichts herumdrücken, was dem Andern schwer wird. Keinen Trunk für sich allein, keine Schutte Stroh! Das ist's was der Krieg Euch gebracht hat, das grobe Erkennen: ein Teil vom Ganzen zu sein, aber auch als solches von unermehlichem Wert.

Sie wissen, was unser Kaiser bei der Mobilmachung gesagt hat: „Ich kenne keine Parteien mehr“. Dieses Wort möchte ich erweitern: „Ich kenne keine Klassenunterschiede mehr: Für uns Dabeingeblichenen seid Ihr alle dieselben, die Beschützer unserer Scholle, die Verteidiger des Vaterlandes. Für mich, lieber Georg, sind Sie jetzt auch nicht mehr der „Bursche“, den man um ein Glas Wasser schickte, sondern ein „getreuer Knecht seines Herrn“, und zugleich ein Held, dessen Blut ebenso heilig ist, wie das meines gefallenen Sohnes. Und so kann ich nicht besser schließen, als mit Ihren eigenen Worten: „Gott mit uns! Deutschland über alles!“ Gott behüte Sie!

Die Mutter Ihres Ventnants

Klara Blüthgen.



Das Umschlagtuch

Von Fritz Müller.

Vor dem Kriege sagte man Plaid oder Shawl, wenn man etwas auf sich hielt. Und Umschlagtuch durfte man nur sagen, wenn man nichts davon hielt, was die Andern von einem hielten. Seit dem Kriege ist es umgekehrt: Wer auf sich und seine Sprache etwas hält, sagt Umschlagtuch.

Ich selber habe vor und seit dem Kriege auf das Umschlagtuch gehalten. Auch im neutralen Ausland jetzt. Das ist nicht immer leicht. Ein Umschlagtuch kann da recht schwierig werden.

Der Geburtstag meiner Frau war fällig. Ich wollte sie mit einem Umschlagtuche überraschen. Also gehe ich in der Züricher Bahnhofstraße in ein Geschäft.

„Ich möchte —“

„Gewiß, gewiß, geradeaus, dann links, dort ist das Fräulein für Krawatten.“

„Krawatten? Ich will ein Umschlagtuch.“

Mein Einspruch hat keinen Zweck. Das Fräulein spricht schon längst mit einem andern Käufer. Ich erspähe das jüngste Ladenfräulein. Sie schaut so samtig-schüchtern drein. Gewiß ist sie erst eingetreten und verkauft noch wenig. Man muß ihr zu Hilfe kommen.

„Fräulein, ich möchte ein Umschlagtuch kaufen.“

Sie errötet.

„Wie, bitte, mein Herr?“

„Ein Umschlagtuch.“

„Ach so, ein — wie sagten Sie, bitte?“ „Ein Umschlagtuch.“

„Entschuldigen Sie, ich glaube nicht, daß wir Umschlag — wie sagten Sie doch, mein Herr?“

„Umschlagtuch.“

„Nein, das werden wir kaum führen, es wird so selten verlangt.“

„Selten? Und ich dachte, daß gerade Umschlagtücher einen großen Umsatz haben müßten?“

Sie errötet zum zweitenmal.

„Ich will doch einmal den Rayonchef —“

„Wen?“ beschließe ich zurückzugeben.

„Den Rayonchef.“

„Ach so, den Ra — wie sagten Sie, Fräulein?“

„Den Rayonchef.“

„Entschuldigen Sie, wenn Sie einen solch schwierigen Artikel wie Rayonchef führen, müssen Sie doch auch Umschlagtücher haben.“

Der schwierige Artikel war hinzugetreten.

„Sie wünschen, mein Herr.“

„Ein Umschlagtuch.“

„Umschlagtuch.“ „Um, Umschlagtuch — darf es etwas besseres sein?“

„Gewiß.“

„Um Umschlagtuch? Ein Herrentuch oder Damentuch?“

„Umschlagtücher sind meines Wissens —“

Aber schon war eine neue Kundschaft aufgetaucht. Das Interesse des Herrn Abteilungsvorstehers an mir war erschöpft. Mit einem Erledigungsblick auf mich sagte er zum jüngsten Fräulein:

„Aber so zeigen Sie dem Herrn doch die Abteilung Badehosen!“ Weg war er.

Das Fräulein errötete zum drittenmal.

„Darf ich bitten?“ sagte sie und schritt voran.

„Geben Sie sich keine Mühe, Fräulein, ich will meiner Frau durchaus keine Badehose kaufen, sondern ein Umschlagtuch.“

„Ach, für Ihre Frau?“ Es klang erlösend. Die Irrtumsmöglichkeiten waren auf die Hälfte eingeschränkt. „Soso, für Ihre Frau“, wiederholte sie noch zweimal glücklich. Aber dann wurde sie doch wieder unsicher. Also für ihre Frau ein Um, wie sagten Sie doch gleich?“

„Ein Umschlagtuch“, wiederholte ich geduldig, wie ein Forscher, der absichtlich alle Irrtumsmöglichkeiten abgeht, konnte es aber nicht hindern, daß meine Hände eine gleitende Bewegung um meine Schultern machten.

„Ach, ein Plaid?“ leuchtete sie auf.

„Ein was?“ versteifte ich mich hartnäckig auf mein Umschlagtuch.

„Ein Plaid, einen Shawl!“ strahlte sie und machte dieselbe erklärende Bewegung um ihre Schultern.

„Nein, ein Umschlagtuch“, sagte ich mitleidig.

Da war der Geschäftsbesitzer herangekommen. Er war ein Weltmann und trug einen Bart „Henri Quatre“.

„Sie entschuldigen“, sagte er höflich, „mein Personal ist auf die neuen exotischen Bezeichnungen noch nicht eingeschult — darf ich Ihnen eine Auswahl Plaids persönlich zeigen?“

„Danke, ich will kein Plaid, ich will ein Umschlagtuch. Guten Tag!“

„Adieu!“



Kleine Geschichten.

Der alte Vater wurde von einem Sturzregen überrascht und kommt nun mit seinem Pfluge, bis auf die Haut durchnäßt, nach Hause. Sein Weib macht ihm Vorwürfe, daß er sich nicht sogleich umzieht, sondern zuerst seine Zuthiere versorgt und ihnen Futter vorlegt. Endlich tritt der Vater Bauer gelassenen Schrittes herein, nimmt die frischen Wäschestücke in Empfang und geht in die Nebenkammer. Derauf erscheint er munter in der Stube, fest sich in den Grobvatierstuhl an Seite des Ofens und beginnt: „Weib,“ sagt er, „jetzt denk' an unsere vier Buben draußen; ihnen bringt niemand eine frische Wäsche, wenn sie oft tage- und nächtelang im Schützenaraben liegen und bis auf die Haut durchnäßt sind. Ich fühle mich jetzt in der trockenen Kleidung wohl und behaaslich und sie müssen warten bis die Kleider am Leibe selbst wieder trocknen. Schon das allein erfordert viel Ausdauer, vom anderen gar nicht zu reden.“

In einem Bauerngärtchen unseres Dorfes reißt ein Anzahl schöner Mohoblüthen ihre bunten Köpfe über den Baum auf die Dorfstraße hinaus. Es ist eine besonders schöne Art Mohoblüthe in zwei Farbenabstufungen: ein leuchtendes Scharlachrot und ein feines gedämpftes Lilablau. Manche der Dorfbewohner haben sich schon gewundert über diese in ihrer Umgebung fremd anmutenden, alle anderen Gartenblumen in den Hintergrund drängenden Blüten. Die freundliche Bauernmutter erzählt davon folgendes: „Mein Ältester von den vier Buben, die im Felde stehen, ist ein großer Blumenfreund. Er hat auch Freude an den Blumen, wenn er sie in den Gärten der Franzosen findet. Da kommt nun eines Tages ein dicker Brief. Drinnen eingeschlossen findet sich, säuberlich eingewickelt, eine Anzahl Mohoblüthen vor. Auf dem Papier stand die Bitte, ich möchte sie im Gärtchen auspflanzen. Das geschah, und es sind alle Samen aufgegangen; es gefällt ihnen so gut im deutschen Gärtlein, daß sie bald die Herrschaft kriegen würden. Aber wartet nur, ihr Franzosen, ihr müßt dazu beitragen, uns mit Del zu versorgen!“

Zwei Feldgraue kommen an einer Grenzstation in dem gleichen Eisenbahnwagen zusammen und erzählen sich ihre Schicksale. Der Jüngere ist bald fertig damit; er erhielt eine nicht allzu schwere Verwundung und darf nun auf vierzehn Tage in Urlaub fahren. Derauf beginnt, der Ältere: „Ich habe jetzt einen schweren Gang, schwerer als wenn es zum Antritt ginge. Vor acht Tagen bekam ich die Nachricht von zu Hause, daß zu meinen lebenden Sieben ein achttes dazugekommen sei; und heute telegraphieren sie, daß mein Weib recht bedenklich daniederliege. Und das mitten in der Obmaternte, wo man ohnedies nicht säumen darf. Wie soll das werden? Die Frau krank, die Kinder ohne Pflege, und fast keinen richtigen Helfer bei der Landwirtschaft, weil die beiden Alten zur Arbeit schon zu gebrechlich sind. Ich will mich ja während des kurzen Urlaubs nach Kräften bemühen, um allem gerecht zu werden, wenn nur mein Weib wieder emporkommt und mir erhalten bleibt. Ich wüßte nicht was anzufangen, wenn ich sie verlieren müßte. Die Ungewißheit drückt und lastet auf mir wie eine Zentnerlast. Leichters bin ich zum Sturmangriff vorgegangen, als daß ich unter diesen Umständen nach Hause reife.“

Zwei Freunde, die einander lange nicht gesehen hatten, begegneten sich von ohngefähr. Wie befindest du Dich? sagte der eine. Nicht allzu wohl, antwortete der andere; ich habe mich, seitdem ich dich nicht gesehen, verheiratet. — Nun, das ist ja gut. — Nicht wie du denkst; denn ich habe eine böse Frau genommen. — Desto schlimmer! — Nicht so schlimm, als Du denkst; denn ihr Heiratsgut bestand in zehntausend Talern. — Ei nun, das tröstet. — So sehr nicht, denn ich habe für diese Summe Schafe gekauft, welche alle am Schwindel starben. — Das ist in der That ein übler Zufall. — Nicht so sehr, als Du denkst; denn ich habe aus ihren Fellen mehr gelöst, als die Schafe kosteten. — Auf diese Weise ist dein Schaden ersetzt worden. — Nicht so, wie Du denkst; denn mein Haus, in welchem ich das Geld hatte, ist von den Flammen verzehrt worden. — O das ist ein großes Unglück. — So groß noch nicht, denn meine Frau verbrannte zugleich mit.

Aber mein lieber Hans, begann einst der Bürgermeister in B. zu dem dortigen Nachtwächter: Sage er mir nur, warum finst er immer: Hört ihr Herren und laßt euch sagen! warum

nicht auch: Hört ihr Weiber und laßt euch sagen? — Er was, gestrenger Herr Bürgermeister, erwiderte Hans, die Weiber hören nun einmal nicht, und lassen sich auch nichts sagen.

Ein Fremder kam in ein Wirtshaus, und da die Wirtin sich ohn' Aufhören mit den Mäden herumzankte, daß sie auch während der Mahlzeit nicht Ruhe hielt, so wurde der Fremde endlich über diesen Lärm überaus verdrücklich und gebot ihnen ein Stillschweigen, weil er das Geschrei unmöglich länger anhören könnte. Da trat der Wirt ganz sittsam an den Tisch, sah den Fremden lächelnd an und sagte: Herr, ihr habt gar wenig Geduld; ich stehe nun in die zweiunddreißig Jahre dieses Lärmens und Turnieren meiner bösen Frau aus, und ihr könnet solches nicht ein paar Stunden vertragen? Darüber mußte der Gast lachen, und die Frau schämte sich und schwieg stille.



Heitere Ecke.

Ein Händler bot einem Sammler einen Naphael zum Kauf an. „Die Signierung sieht nicht so sehr nach Naphael aus,“ sagte der Kunde, nachdem er sein Vergrößerungsglas gebraucht hatte. „Das liest sich mehr wie „Nadel.“ — „Ab,“ versetzte der Händler, „ich werde Ihnen die Geschichte davon erzählen. Als Naphael das Bild malte, war er stark verschuldet, und da hat er zur Sicherheit den Namen seiner Frau darauf gesetzt.“

Oscar Wilde ärgerte sich eines Tages sehr über einen Herrn, der gleichzeitig mit ihm als Gast auf einem englischen Landsitz weilte und mit lauter Stimme feststellte, daß alle Beschäftigung mit der Kunst eine betäubende Zeitverschwendung sei. „Wohl, Mr. Wilde,“ sagte dieser Herr eines Tages, „wie haben Sie die Morgenstunden heute zugebracht?“ — „Ich bin ungeschwehert tätig gewesen,“ war Wildes ernste Antwort. „Ich habe die Zeit mit dem Durchsehen der Korrekturbogen eines Bandes Gedichte zugebracht.“ — Der Philister erkundigte sich nach dem Ergebnis der Arbeit. „Wohl, es war von großer Wichtigkeit. Ich merzte ein Komma aus.“ — „In der That,“ versetzte der Feind des Dichters. „Ist das alles, was Sie getan haben?“ — „Durchaus nicht. Nach reiflicher Ueberlegung habe ich das Komma wieder eingefügt,“ entgegnete Wilde lebenswürdig.

„Glauben Sie, daß zwei so billig leben können wie einer?“ — „Nein, ich glaube nicht mal, daß einer billig leben kann.“

Photograph (zu jungem Mann): „Es würde ein bedeutend besseres Bild geben, wenn Sie Ihre Hand auf Ihres Vaters Schulter legen.“ — Der Vater: „Aber viel natürlicher würde es sein, wenn er seine Hand in meine Tasche schöbe. Was meinen Sie zu dieser Stelluna?“

Pat war ein junger irischer Rekrut und machte seine ersten Schießübungen in Aldershot durch. Die Soldaten hatten eben ihre Schießaufgabe beendet und Pat wurde wegen seines schlechten Ergebnisses von dem Offizier mächtig angescholten. Es wurde ihm alles mögliche in Aussicht gestellt, wenn er die nächste Aufgabe nicht besser löse. Es handelte sich um Schnellfeuer. „Nun, Pat, Sie feuern auf Scheibe Nr. 5.“ Pat ballerte los und schoß seine befohlene Zahl Patronen ab und wartete auf das Ergebnis, das darin bestand, daß alle Kugeln die Scheibe Nr. 4 getroffen hatten, keine einzige aber Scheibe Nr. 5. „Nach welcher Scheibe haben Sie gezielt?“ fragte der wütende Offizier. — „Scheibe 5, Herr,“ antwortete Pat. — „Und haben jedes mal Nr. 4 getroffen,“ fuhr der Offizier zornig fort. — „Bedauer, Herr,“ meinte Pat, „das könnte im Felde eine famosere Sache sein. Ich könnte da leicht mal nach einem Gemeinen zielen und einen General treffen.“

„Die Direktorin hat die Bahnstufszene vorzüglich geliebt.“ — „Kein Wunder. Sie hatte eben die mageren Einnahmen an der Kasse erfahren.“

„Das Eheleben dieser Leute ist ideal. Sie geht im Sommer ans Meer und er im Winter nach Tirol. Großartig, wie?“ —

„Mann und Weib können nicht gleichberechtigt sein, das liegt schon in der Natur der Dinge. In jeder Familie muß es eine starke, leitende und herrschende Persönlichkeit geben.“ — „Ja, aber das ist gewöhnlich die Köchin.“